

„... dafür braucht es Gemeinden“

Neue Erkenntnisse aus Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen

Die Reformation und die Kirchengemeinde – 500 Jahre einer höchst widerspruchsvollen Entwicklung. Das gilt zumindest, wenn man einen Blick auf die Entwicklung der lutherischen Kirchen wirft. Da stehen zu Beginn bei Martin Luther revolutionäre Thesen von einer Kirche, die ihre Basis in den sich selbst organisierenden, ja im Grunde genommen genossenschaftlich organisierten, Kirchengemeinden hat. In denen sich die Menschen als Priester und Priesterinnen ihresgleichen versammeln und einen oder eine der ihnen damit beauftragen, kontinuierlich das Evangelium auszulegen und die Sakramente zu spenden. Keine heilige Hierarchie und kein sakraler Überbau mehr. Die Bauern forderten gar, dass sie ihre Pastoren selbst wählen könnten. Die Kirche als Gemeinschaft von Menschen mit Gott. Es waren genau diese Gedanken, die Luther im Volk äußerst populär machten und zu-

mindest in den ersten Jahren aus der Reformation eine wirkliche Volksbewegung erwachsen ließen. Aber dann kamen ganz andere Entwicklungen. Nüchtern gesagt: die Kirche wurde verstaatlicht. Kein Vertrauen mehr in die Basis. Landesherrn übernehmen die Kirche in ihre Obhut, bereichern sich dabei an den Kirchengütern und stehen nun selbst an der Spitze der Kirche, die etwas verkündigen soll was durchaus in Distanz zu staatlicher Gewalt steht: das Reich Gottes. Spätestens mit der Abkehr von den Bauern 1525 – unter Legitimierung ihrer Abschichtung – ist die Reformation keine Volksbewegung mehr. Seitdem ist eine Kirchengemeinde zumindest immer auch eine abhängige Filiale; in der Wahrnehmung vieler gesteuert „von denen da oben“. Viele Entwicklungen hat es gegeben in den fünfhundert Jahren. Aber eines unser Probleme bleibt, dass das „Oben und Unten“ immer noch

vielfach so erlebt wird – obwohl das niemand mehr so will. Der Kraft, die möglicherweise in einer „genossenschaftlichen“ Organisation der Kirche vor Ort steckt, wird nicht vertraut. Im Gegenteil! Oder ändert sich das gerade in Bayern?

Die widersprüchliche Dynamik von Kirche und Kirchengemeinde
Nun kann man diese Entwicklungen kontrovers diskutieren: man kann sie kritisieren, man kann sie legitimieren, man kann sie für unvermeidlich halten. Was aber unbestritten ist: seit Beginn unterliegt unsere Kirche – und zwar insbesondere die Situation der Gemeinden – einer widersprüchlichen und höchst ambivalenten Dynamik. Da steht auf der einen Seite der aus dem Priestertum aller Gläubigen erwachsene Anspruch auf sozusagen „selbstwirksame“ Kirchenmitglieder, der sich in einer entsprechend funktionierenden Gemeinde ausdrückt. Er hat sich in dieser Form in besonderer Deutlichkeit sicherlich eher nicht in den lutherischen, sondern in den reformierten Kirchen verwirklicht. Auf der anderen Seite wirkt sich aber das staatskirchliche Erbe unserer Kirche bis heute aus. Es steht für eine 400-jährige Tradition einer betonten ‚Verwaltung‘ der christlichen Religion; in der sie selbst letztlich quasi als Teil des staatlichen Handelns erfahren worden ist. Sie lebt vor allem in der letztlich anstaltlichen, parochialen Gemeindefradition Mittel und Nordeuropa weiterhin fort. Und sie führt bis heute dazu, dass die Kirchengemeinden faktisch immer wieder an den Rand der Aufmerksamkeit der Kirche rücken, denn das organisationsentscheidende Zentrum liegt in den nach wie vor quasi parastaatlich organisierten Synoden und hierarchisch wirkenden Amtsstrukturen.

Zwar betont unsere Kirche immer wieder, dass ihr Zentrum natürlich in den Gemeinden läge (wobei der Begriff auch nicht selten komplett vergeistigt wird). Gleichzeitig aber bildet sich spätestens mit den ersten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen ein prägender Mythos heraus, demgemäß die realen Kirchengemeinden eigentlich eine Verfallsform des Christlichen seien. In ihnen würden sich nur mehr Restbestände der Mitgliedschaft finden, die eigentlich längst aus

der Gesellschaft ausgewandert seien. Viel spannender seien jene vielen Christen, die sich nicht an ihnen beteiligen würden – die ‚Distanzierten‘ – wobei seltsamerweise die Menschen in den Gemeinden aber genau jene sind, die sich der Kirche und dem christlichen Glauben am stärksten verbunden fühlen. Diese aber, so meint man, würden sich nur mit sich selbst beschäftigen. Und genau dies sei, so die weitverbreitete These, einer der wesentlichen Gründe für den Rückgang der Kirchenmitgliedschaft und der religiösen Kommunikation in der Gesellschaft. Das alles wird immer wieder penetrant behauptet – und daraus werden organisatorische Konsequenzen gezogen, die sich seit der „Kirche der Freiheit“ letztlich in eine Reduktion der Ressourcen, die den Kirchengemeinden zur Verfügung gestellt werden, umsetzen sollen. Untersucht worden ist hingegen die Lage in den Kirchengemeinden in den letzten 50 Jahren so gut wie nicht. So ist es wirklich erstaunlich: Statt einmal genau hinzuschauen, was die der Kirche treu Verbundenen und sich religiös Engagierenden tatsächlich denken und tun, richtet sich das Augenmerk vieler Kirchenleitungen – und zwar je stärker die Krise offensichtlich wird, umso deutlicher – eher auf die anderen: auf die, die sich in Distanz zur Kirche befinden. Als wären die einen von den anderen völlig getrennt.

Diese Situation lässt sich bestenfalls als paradox beschreiben – ebenso paradox wie es die Geschichte der Kirchen und ihrer Gemeinden seit 500 Jahren ist. Von diesen 500 Jahren sind zumindest die letzten 150 Jahre als ein beständiges Schwanken zwischen einer sich emanzipierenden Welt der Kirchengemeinden und den Steuerungsansprüchen der Kirchenleitungen beschreibbar. Die neueren Entwicklungen, die nunmehr quer durch Deutschland das Schwergewicht der Ressourcen auf die mittleren Kirchenebenen legen und damit die Gefahr heraufführen, dass die Gemeinden faktisch weiter marginalisiert werden, werden durch die Vorstellung der Möglichkeit neuerer Gemeindeformen jenseits der Parochie legitimiert. Tatsächlich aber geht es hier oft genug, so meine These,

nicht wirklich um die Bildung sich selbst organisierender Gemeinden, sondern um die Bereitstellung religiöser und sonstiger Dienstleistungen, die sich an die unter den distanzierten Christenmenschen vermuteten religiösen und sozialen Konsumentenwünschen orientieren. Natürlich kann man – und muss man – diese Vorstellungen im Blick auf eine Stabilisierung der Kirchenmitgliedschaft unter jenen, die sich mit Gedanken an Austritt tragen, diskutieren. Und natürlich wird man auch nicht behaupten können, dass die Kirchengemeinden, wie sie sich heute darstellen, allesamt nur strahlende Perlen einer christlich religiösen Massenkultur wären. Die Kirchengemeinden tragen selbst zum Rückgang der Kirchlichkeit und der religiösen Kommunikation ohne Zweifel Entscheidendes bei. Sie tun dies genauso, wie es Pastorinnen und Pastoren als zentrale Repräsentanten der evangelischen Kirchen tun. Wenn man die gegenwärtigen Entwicklungen kritisch in den Blick nimmt, dann also auf keinen Fall mit restaurativen Absichten. Die Krise der Kirche muss ernsthaft in den Blick genommen werden; wir stecken mit Leib und Seele fest in einer Institution, die sich im Bedeutungsrückgang befindet. Aber ob der Abzug von Ressourcen, statt einer entschlossenen Zuwendung zu den Kirchengemeinden und ihrer Stärkung, der richtige Weg ist, scheint mir ausgesprochen zweifelhaft zu sein.

Für mich ist entscheidend, dass es bei dieser Frage nicht nur um irgendwelche Organisationsformen geht, über die man sich pragmatisch verständigen könnte. Nein: es geht stets auch um die Lebens- und Erfahrungsform des explizit Christlichen in der Gesellschaft. Der christliche Glaube pflanzt sich ohne Kirche – und ohne Kirchengemeinde – nicht fort. Auch das ist – neben vielem anderem – in der letzten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD deutlich geworden: Wer verlässliche Weitergabe des Glaubens will – die letztlich niemals ohne Familien läuft – der braucht Gelegenheiten und Angebote an Beziehungen; Einübung in den Glauben funktioniert nicht abstrakt – medial. Kritisch muss man aber zugleich sofort sagen: offensichtlich leisten unsere Beziehungsangebote,

spricht die Kirchengemeinden, das nicht mehr verlässlich. Dennoch geht es ohne sie nicht. D.h.: Es kann nur mit ihnen besser werden. Im Folgenden werde ich nun aus neueren empirischen Untersuchungen eine Reihe von Erkenntnissen über die Situation in den Kirchengemeinden, ihre Bedeutung für religiöse Kommunikation und die Stabilisierung der Kirchenmitgliedschaft herausarbeiten. Dabei wird sich zeigen, dass – rein empirisch-faktisch gesehen – die realen Kirchengemeinden nach wie vor die entscheidende, ja im Grunde die einzig wirklich in der Masse wirkende Drehscheibe der Kirche und des christlichen Glaubens sind. Das impliziert, dass sie für die Krise wie auch für einen möglichen Ausweg aus der Krise entscheidend bleiben. Es geht, um diesen Satz zu wiederholen¹, in Zukunft nicht mehr *mit* den Kirchengemeinden wie sie jetzt sind, aber es geht auf keinen Fall *ohne* sie.

Die kommunikative Reichweite vergrößern!

Aber nun ist dies nicht alles, was man zur Lage der Kirche und ihrer Gemeinden sagen kann. Denn wenn man auf diese Weise die Situation der Kirchengemeinden analysiert, tritt natürlich unmittelbar die Frage auf, wie sich die Kommunikation über die Kreise der Gemeinden hinaus mit den kirchlich Distanzierten oder gar mit Menschen, die nicht Mitglieder der Kirche sind, verbessern lässt. Dieses Problem ist ganz offensichtlich auch bei den erfolgreichen Gemeinden nicht per se gelöst. Auch wenn die in den Kirchengemeinden vorhandene Gemeinschaftsorientierung nicht notwendigerweise gegen eine Außenorientierung gerichtet sein muss: automatisch erfolgt sie sicherlich nicht, da sie stets mit einem erheblichen zusätzlichen Energieaufwand verbunden ist, der sozusagen „irgendwoher“ kommen muss. Welche Anreize zur Vermittlung des Glaubens in ihm bisher fremde Kreise hinein gibt es?

Will man folglich die kommunikative Reichweite der Kirche über die der Kirchengemeinden hinaus merklich vergrößern, so stellt sich

an erster Stelle die Frage nach Gelegenheiten und Anlässen, unter denen diese Menschen mit einem Bereich der Kirche zusammenkommen und aus der Begegnung in irgendeiner Form positiv tragende Schlüsse für eine Zuwendung zum christlichen Glauben ziehen können. Wer kommt für solche Begegnungen aber überhaupt infrage? Spannend sind in dieser Hinsicht empirische Einsichten in 2 Typen von Kirchenmitgliedern – Claudia Schulz und Eberhard Hauschildt haben sie aus der letzten Kirchenmitgliedschaftsstudie² errechnet –, die für solche Begegnungen überhaupt infrage kommen könnten. Sie vertreten Interessenlagen, die deutlich jenseits der Ortsgemeinde und ihren Bindungsformen greifen. Es sind näherhin beschrieben pragmatische, suchende und dabei „sich selbst beantwortende“ Verhaltensweisen, die hier greifen. Nicht um gesamtweltliche Transzendenz, sondern um „relative innerweltliche Transendenzen“ geht es, die gegenüber klassischen Gottesbildern und entsprechenden religiösen Formen eher abständig sind. Sie nutzen zum einen religiöse Dienstleistungen – und brauchen zum anderen Räume suchender, experimenteller Religiosität. Werden die neuen Angebote auf der regionalen Ebene solche Möglichkeiten bieten? Werden sie an Ortsgemeinden angedockt bleiben oder brauchen sie völlig neue Räume – im weitesten Sinne?

Fragt man weiter, wo sich ggfls. Anknüpfungspunkte finden lassen, so ist m.E. aus explizit missionarischen Strategien (z.B. Glaubenskurse etc.) wenig zu erwarten. Die mentalen und habituellen Voraussetzungen, sich als bisher Distanzierter in solche Kreise zu begeben, sind schlicht zu hoch. Faktisch wirken solche Aktivitäten modernisierend – bestärkend in Richtung höher Verbundener und haben so auch ihr Recht. Tatsächlich eher wirksam scheint mir allein ein indirekter Weg zu sein, den Steffen Merle vor kurzem plausibel mit dem pragmatischen Begriff der „Abduktion“ beschrieben hat³. Ab-

2 Der Aufsatz erscheint in Detlef Pollack / Gerhard Wegner, Die soziale Reichweite von Religion und Kirche, Würzburg 2017

3 Steffen Merle, Mitglieder gewinnen. Eine semiotische Rekonstruktion von religiösen Orientierungs- und Bindungsprozessen im Kontext der evangelischen Kirche. Berlin 2014

duktion bedeutet, dass ich aus dem Vorliegen bestimmter Phänomene Schlüsse auf ihre Entstehungsgründe oder auf einen sie bedingenden größeren Zusammenhang ziehe. Genau dieser Prozess setzt ein, wenn Menschen in der Kirche zum Beispiel aus Erfahrungen der Hilfe oder noch spezieller in der Diakonie etwas erleben, das sie dann auf den christlichen Glauben der betreffenden Akteure, mit denen sie zu tun hatten, ursächlich rückbeziehen können. Dann steckt sozusagen in der konkreten Hilfe „mehr“ drin, als man real – konkret erfahren hat. Und daran kann sich Glaube entzünden.

So etwas ist überhaupt nichts besonderes. Ich denke zum Beispiel an einen guten Freund der sich wegen mehrerer Krebsoperationen in Hannover stets in das einzige katholische Krankenhaus begab – und bewusst nicht in eines der drei evangelischen – weil die Atmosphäre dort ihn darin vergewisserte, dass er es mit liebevoll sich um ihn sorgenden Christenmenschen zu tun hatte. Woraus er diesen Schluss zog, war eben die Atmosphäre, die er dort erlebte, die sich aus vielen Kleinigkeiten und Einzelheiten ergab, aber von ihm gar nicht genau auf den Punkt gebracht werden konnte. Es war etwas Diffuses, Emergierendes, aber durchaus sehr Greifbares was für ihn das Zeichen dafür war, dass hier ein christlicher Geist regierte. Es ist eben solch ein Prozess, der höchst wahrscheinlich viel mehr Menschen als wir denken mit dem christlichen Glauben in Berührung bringt und sie – letztlich – etwas vom Wirken Gottes verspüren lassen, was sonst schnell übersehen wird. Näherhin betrachtet sind solche abduktiven Erfahrungen nicht viel anderes als Erfahrungen der Gottesbegegnung, der Epiphanie. Und sie eignen sich wahrscheinlich bei viel mehr Gelegenheiten, als wir denken. Aufgabe der Kirche ist es, solche Erfahrungen durch die Bereitstellung von Gelegenheiten zu „ermöglichen“, jedenfalls nicht zu hindern, und sie kommunikativ zu deuten.

Kirchengemeinde als Drehscheibe der Mitglieder

Es ist nun erstaunlich, dass sich die neueste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung – wenn auch wider Willen – deutlich von der Tradition

¹ Vergl. dazu Gerhard Wegner, Religiöse Kommunikation und Kirchenbindung. Leipzig 2014, S. 101 ff

ihrer Vorgängerinnen abgewendet hat und sich im Auswertungsband („Vernetzte Vielfalt“)⁴ deutlich der Bedeutung der Kirchengemeinden zugewendet hat. Hier überrascht vor allen Dingen eine Zahl, die interessanterweise in der Auswertung zunächst übersehen worden ist: so fühlen sich 45 % der Kirchenmitglieder ihrer Ortsgemeinde sehr und ziemlich verbunden und ebenso etwa 44 % der evangelischen Kirche insgesamt. Die Landeskirchen, andere evangelisch diakonische Einrichtungen fallen demgegenüber weit ab. Nähere Berechnungen haben ergeben, dass zwischen den Verbundenen mit der Ortsgemeinde und denen mit der evangelischen Kirche insgesamt keine Differenzen bestehen: es sind dieselben Menschen. Das lässt nur die eine Schlussfolgerung zu, dass die Verbundenheit mit der Ortsgemeinde mit der Verbundenheit mit der evangelischen Kirche insgesamt gleichzusetzen ist. Und umgekehrt: wer sich der Ortsgemeinde verbunden fühlt, fühlt sich in der Regel auch der evangelischen Kirche generell verbunden. Ja, die starke Verbundenheit (sehr verbunden) liegt bei der Gemeinde mit 22 % noch höher als bei der Kirche insgesamt mit 15 %.

Damit ist die Kirchengemeinde – ganz nüchtern und rein faktisch – nach wie vor die mit Abstand wichtigste Drehscheibe der Kirchenmitgliedschaft. Die seit vielen Jahrzehnten gepflegte Vorstellung von der Existenz einer großen Gruppe von Evangelischen die sich der evangelischen Kirche als solcher verbunden fühlen, aber zu den Kirchengemeinden aufgrund deren randständiger Existenz Abstand halten würde, ist mit diesen Zahlen widerlegt. Und hinzu kommt ein weiterer wichtiger Aspekt: die Vorstellung davon, dass sich die Kirchenmitglieder in eine kleine Gruppe Hochverbundener und Hochreligiöser von bis zu 15% und dem großen Rest kirchlich Distanzierter aufteilen ließen stimmt so nicht. Tatsächlich sieht es sehr viel differenzierter aus. Es gibt etwa 15 % stark Verbundene, von denen große Teile in den Kirchengemeinden auch aktiv sind.

⁴ Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015

Aber dann gibt es einen – wie ich es nennen möchte – „Resonanzraum“ um die zentrale Gemeinschaft in der Kirchengemeinden herum von insgesamt etwa 45 % der Mitglieder, die prinzipiell das entscheidende Potenzial für eine kirchliche Kommunikation darstellen. Des weiteren wird man dann wahrscheinlich von weiteren etwa 45 % distanzierteren Kirchenmitgliedern und 10 % kurz vor dem Austritt Stehenden sprechen können. Das Kommunikationsfeld ist also wesentlich differenzierter, als viele denken und es ist, zumindest was die Wahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Kommunikation anbetrifft, stark an die Kirchengemeinden angebunden. 45 %: das sind aber etwa 10 Millionen Menschen, die sich über die Kirchengemeinde der Kirche insgesamt verbunden fühlen. Diese Gruppe stellt das zentrale Feld von denjenigen Menschen dar, unter denen sich relativ verlässlich Resonanzen auf die Kommunikation der evangelischen Kirche erwarten lassen. Sucht man nach kommunikativen Potenzialen, so liegen sie in diesem Feld, und nicht unter den Distanzierten.

Natürlich gilt nun aber auch, dass sich nur eine Minderheit derjenigen, die sich der Kirche und der Ortsgemeinde stark verbunden fühlen, auch aktiv in ihr engagieren. Immer wieder ist in den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen herausgearbeitet worden, dass nur eine Minderheit der Kirchenmitglieder z.B. Interesse an geselligen Begegnungen hat und dies gilt auch für die Gruppe der stärker Verbundenen. Aber die Kirche vor Ort entfaltet auch dort eine nachhaltige Bedeutung, wo man sich nicht regelmäßig beteiligt. Interessant ist in der KMU an dieser Stelle das Fazit von zwei Kollegen, die sich eher auf die Seite der kirchlich Distanzierten halten: „Auch unter den Bedingungen moderner gesellschaftlicher Differenzierung, religiöser Vielfalt und biografischer Mobilität, scheint die Kirche vor Ort aus der Sicht der Mitglieder von hoher, ja gelegentlich identitätsstiftende Bedeutung zu sein.“⁵ Der Begriff der Kirche vor Ort schwächt natürlich den Hin-

⁵ Jan Hermelink und Gerald Kretschmar, Die Ortsgemeinde in der Wahrnehmung der Kirchenmitglieder, In: Heinrich Bedford – Strohm und Volker Jung a.a.O., S. 59–68, hier S. 67

weis auf die Ortskirchengemeinde ab; tatsächlich aber ist Kirche vor Ort in der Regel die Ortskirchengemeinde. Durch die Präsenz der Kirche als Ortsgemeinde gewinnt die evangelische Kirche einen Großteil ihrer Sichtbarkeit in der Fläche.

Interessant sind an dieser Stelle Ergebnisse aus einer repräsentativen Befragung des SI der EKD zum Image der Kirche in der Stadt Hannover⁶. Hier gehören mittlerweile nur noch etwa 31 % der Bevölkerung zur Ev. Kirche – um 2000 waren es noch 40 %. Natürlich wird hier die Kirche über die großen Kirchen wahrgenommen – vorab die Marktkirche. Aber immerhin wissen 83 % der Evangelischen, zu welcher Ortskirchengemeinde sie gehören – und auch 44 % der Katholischen und 41 % der Konfessionslosen können ihren Wohnort der betreffenden evangelischen Gemeinde zuordnen. Fragt man weiter, dann kennen 84 % der Evangelischen und noch 52 % der Konfessionslosen „ihre“ Gottesdienste, 52 % bzw. 25 % Angebote für Ältere, 45 % bzw. 24 % kulturelle Angebote und noch über 40 % solche für Familien und Kinder. Eine Fokusgruppenstudie in Hannover unter denjenigen Kirchenmitgliedern, die besonders wenig mit ihrer Kirche verbunden und sozusagen nicht weit vom Austritt entfernt waren, machte drastisch deutlich, dass hier die Kirchengemeinde die einzige relevante Berührungsebene mit der Kirche überhaupt darstellt – allerdings dann auch als relativ unzugänglich erlebt wird.

Das Profil der stärker Verbundenen

Nun ist immer wieder viel, wie schon oben angedeutet, über die Differenz zwischen den kirchlich-religiös stärker Verbundenen und den kirchlich Distanzierteren geforscht worden. Dabei hat sich das Interesse noch bis zur dritten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung stark auf die Mentalität der Distanzierten konzentriert, da ihnen ein stärkeres Verhaftetsein in den zentralen Sektoren der modernen Gesellschaft zugeschrieben wurde, das sich bei den der Kirche Hochverbundenen in den Kirchengemeinden so nicht finden würde.

⁶ Das Image der Kirche in Hannover. Empirische Studie des SI. 2016. Noch nicht veröffentlicht.

Insofern gab es die Vermutung, dass sich bei den Distanzierten auch eine eher modernere Religiosität kristallisierte. Und das machte sie interessant.

In den neueren Studien wird nun eine andere Differenzierung bedeutsam, die meines Erachtens für die Zukunft der Kirche von großer Bedeutung ist und ernst genommen werden sollte. Die der Kirche Höherverbundenen zeigen nicht nur in allen religiösen und kirchlichen Dimensionen höhere Werte auf. Sie sind auch diejenigen, die insgesamt gegenüber Innovationen in der Kirche aufgeschlossener sind. Die Distanzierteren sind demgegenüber eher durch ein konventionelles Bild von Kirche geprägt, das sie bei ihren insgesamt ja selteneren Besuchen in der Kirche dann so auch bestätigt finden möchten. Sie verkörpern mithin eher das Bewahrende, Konservative in der Kirche. Wenn also etwas nicht stimmt – und wohl nie gestimmt hat – dann ist es die in manchen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen vertretene These von der unkritischen Übernahme amtskirchlicher Glaubensüberzeugungen bei den kirchlich hoch Verbundenen und damit einem dort vorhandenen Traditionsverhaftetsein und einer sich jeder Änderung verweigernden Haltung.

So formulieren Franz Grubauer und Eberhard Hauschildt prägnant: „Religiöse und kirchliche Interaktion aktualisiert das Bild von der Institution Kirche, die als relevant erscheint. Fehlende Interaktion optiert für die... randständige Einkehr in die ewig gleichbleibende Kirche.“⁷ Damit ergibt sich die große Bedeutung einer meistens kirchengemeindlichen oder jedenfalls intensiveren kirchlichen Kommunikation gerade bei denjenigen, die neue Formen und eine sich insgesamt experimentell verstehende Kirche haben wollen. „Bei fehlender Interaktion wird in der Wahrnehmung von Kirche interessanterweise das traditionale Bild gepflegt, während bei bestehender Interaktion eine vergleichsweise moderne Kirche wahrgenommen wird – in dem Sinne, dass man sich im Verhältnis zur Kirche als selbstbestimmter erfährt und dass die Kirche weniger traditionale

7 Franz Grubauer und Eberhard Hauschildt, Religion und Kirche in personaler Kommunikation, in: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung, a. a. O., S. 69–89. Hier S. 86.

Charakteristika hat.“⁸ Im Umkehrschluss kann gesagt werden, dass sich mit kirchlich distanzierteren Mitgliedern entsprechende „Modernisierungen“ gerade nicht in Gang setzen lassen. Wenn man die Kirche verändern will, dann braucht es Menschen, die sich in ihr für sie kritisch stark machen und für ihre Veränderung engagieren – und diese findet man in der Nähe von Gemeinden und darüber hinaus, wenn überhaupt, unter den besagten 45 %. In dieser Hinsicht haben gerade auch Gruppen, die sich in den Gemeinden, aber sicherlich auch darüber hinaus finden lassen, eine große Bedeutung. Nicht das abstrakte Kollektiv einer Gemeinde hat entscheidende Wirkungen: „sondern vielmehr in der Bindung an die vielen kleinen miteinander verbundenen Gemeinschaften innerhalb der Gemeinden, die sich durch persönliche Kontakte auszeichnen wird wertvolles Sozialkapital gebildet und ehrenamtliches und freiwilliges Engagement ermöglicht und verstetigt.“⁹ (Gert Pickel)

Eine besonders große Bedeutung haben Kirchengemeinden zudem, was die Gewinnung und Aktivierung von Ehrenamtlichen anbetrifft. Sobald man Kirchengemeinden fusioniert, geht das auf Kosten der Zahl der Ehrenamtlichen. Welche Folgen eine Verlagerung von Aktivitäten von Kirchengemeinden auf die mittlere Kirchenebene hat, muss in dieser Hinsicht noch überprüft werden; aber deutlich ist dass die Kirchengemeindeebene vor Ort Engagementmöglichkeiten gerade auch für Menschen mit geringerer Bildung und geringerem sozialen Status aufweist. Wenn sich die kirchlichen Aktivitäten aber immer stärker auf die mittlere Ebene verlagern, ist davon auszugehen dass dann auch bei der Kirche die klassischen Ehrenamtseffekte greifen, nämlich die Monopolisierung des Ehrenamtes durch sozial höher Gestellte und umfangreicher Gebildete.

Bei all dem ist immer wieder daran zu erinnern, dass sich die Frage, ob man mit Ehrenamtlichen arbeiten will oder nicht, nicht nur

8 Ebd., S. 88

9 Gert Pickel, Sozialkapital und zivilgesellschaftliches Engagement evangelischer Kirchenmitglieder als gesellschaftliche und kirchliche Ressource. In: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.) a.a.O., S. 279–301. Hier S. 298

pragmatisch stellt, sondern zum Selbstverständnis, zur Identität unserer Kirche gehört. Hinter der Entscheidung, sich stärker um Ehrenamtliche zu kümmern und viele Aufgaben auf sie zu übertragen, wie sie in den letzten 20 Jahren in unserer Kirche umgesetzt worden ist, steckt eine letztlich gemeindliche Vorstellung, die darauf beharrt, dass sich das Evangelium, der Glaube – und in der Folge dann eben auch die Kirche – über Menschen, selbstbestimmt und ihre Selbstwirksamkeit entfaltend, fortpflanzt. Ehrenamtliches Engagement wächst zentral über die Bindung in Gruppen und diese wiederum brauchen organisatorische Settings in denen sie sich entfalten können. Natürlich müssen dies nicht klassische Ortskirchengemeinden sein, aber sie bieten bisher in dieser Hinsicht sehr gute Rahmenbedingungen.

Wie geht es den Kirchengemeinden?

Nun ist mit dem Hinweis auf die Bedeutung der Kirchengemeinden für die Weitergabe des Glaubens und die Reproduktion der Kirchenmitgliedschaft alleine noch nicht viel gesagt. Es könnte auch sein, dass sie gerade wegen dieser großen Bedeutung für den Bedeutungsverlust unserer Kirche ursächlich sind. Wie sieht es also in den Kirchengemeinden aus? Wie verstehen sie sich selbst, wie organisieren sie sich? Welche Leistungen erbringen sie und wie kommunizieren sie mit ihrer Umwelt?

Um diese Fragen zu beantworten, hat das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD eine groß angelegte repräsentative Untersuchung unter 10 % aller Kirchengemeinden in Deutschland durchgeführt und 2015 veröffentlicht¹⁰. Befragt wurden die leitenden Gremien in den Gemeinden sowie die Pastorinnen und Pastoren hinsichtlich ihrer Sicht auf ihre eigene Gemeinde. Erstaunlich ist: dies ist die erste repräsentative Studie über Kirchengemeinden überhaupt seit den fünfziger Jahren in Deutschland! Deutlich wird in dieser Studie zunächst einmal, dass es die Kirchengemeinde, die als Basis für pauschale Urteile dienen könnte, natürlich nicht gibt. So ziemlich

10 Hilke Rebenstorf, Petra-Angela Ahrens und Gerhard Wegner, Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer. Leipzig 2015

alles in den Kirchengemeinden differiert, und zwar nicht nur nach geographischer Lage oder demographischen Verhältnissen. Interessant ist jedoch, dass zum Beispiel ein Viertel der befragten Kirchengemeinden eigene Fördervereine hat und ein Zehntel über eigene Stiftungen verfügt. Das ist doch beachtlich! Deutlich wird zudem ganz generell auch, dass die Situation in ländlichen Gebieten schwieriger ist als in städtischen. Fragt man, welche Angebote und Aktivitäten den Kirchenältesten am wichtigsten sind, so rangieren der Gottesdienst, die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sowie der Gemeindebrief ganz vorne. Klar ist allerdings auch, dass das tatsächliche Angebot für Jugendliche und für Familien hinter der eingeschätzten Relevanz zurückfällt. Spannend ist weiter, dass die Kirchenältesten bei der Mehrzahl der Aktivitäten eine soziale Ausrichtung wahrnehmen; einzig der Gottesdienst sowie Bibel- und Gesprächskreise seien stärker religiös ausgerichtet. Die soziale und die religiöse Ausrichtung schließen sich jedoch gegenseitig nicht aus. Am wichtigsten ist den Kirchenältesten insgesamt gesehen die Stärkung des Zusammenhalts in der Kirchengemeinde (Förderung der Gemeinschaft). Allerdings spielt auch die Vorstellung, Neues zu entwickeln und die Nutzerzahlen zu steigern, eine nicht geringe Rolle.

Was die Einschätzung der Lage der eigenen Gemeinde anbetrifft, so ist die Zufriedenheit insgesamt hoch und steigt mit zunehmender Urbanität. Blickt man in die Vergangenheit zurück, so wird die Entwicklung von rund 40 % der Befragten als positiv eingeschätzt – die zukünftige Entwicklung jedoch deutlich weniger. Als Ursachen für die negative Entwicklung in der Vergangenheit wie in der Zukunft wird auf allgemeine gesellschaftliche wie demographische Entwicklungen und auch auf die Entscheidungen der Landeskirche, mit Eingriffen in Ressourcen und Struktur der Gemeinden, verwiesen. Demgegenüber basieren positive Einschätzungen der Zukunft auf der eigenen Arbeit in der Gemeinde und in den leitenden Gremien. Überhaupt hat die Einschätzung der Kooperation und Kommunikation in den lei-

tenden Gremien für die Gesamteinschätzung der Situation eine enorm hohe Bedeutung. Demgegenüber besteht im Hinblick auf übergreifender Strukturen (zum Beispiel Zusammenlegung von Gemeinden) eine sehr große Distanz. Gegenüber landeskirchlichen Steuerungsebenen scheint fast ein Gefühl von Hilflosigkeit bestehen – sowie auch gegenüber gesellschaftlichen Entwicklungen. Während nach eigenen Angaben vielfältige Beziehungen zu kommunalen Gremien Schulen, Vereinen usw. existieren, ist die Beziehung zu anderen kirchlichen Ebenen oberhalb des Kirchenkreises distanziert.

In der Studie ist auch der Versuch unternommen worden, die Kirchengemeinden insgesamt auf unterschiedliche Typen zu verrechnen und sie im Blick auf positive Zukunftsperspektiven bzw. einen aktuellen Niedergang zu gruppieren. Tut man dies, dann zeigen sich, dass die Faktoren des Vertrauens auf die eigene Kraft; einer gewissen Außenorientierung der Kirchengemeinden auf ihre Umwelt und ihre eigene Organisiertheit entscheidend für ihren Erfolg sind. Der erfolgreichste Typ ist die sich „positiv entwickelnde aktive Kirchengemeinde“, zu der etwa 13 % zählen. Entscheidend ist, dass in der Bewertung der vergangenen und zukünftigen Entwicklung weniger alles determinierende Trends benannt, sondern die eigene Gemeindegarbeit, die man selbst verantwortet, hervorgehoben wird. Überdurchschnittlich häufig gibt es hier Ausschüsse für Kindergarten, Jugend, Öffentlichkeitsarbeit usw. ebenso auch für Diakonie. Sie weisen einen über durchschnittlichen Anspruch an eine stark soziale Gemeinde auf – wollen aber auch kulturell ausgerichtet sein. Es gibt viel Arbeit an Leitbilderentwicklungen; man nutzt externe Beratung und verfügt über Verfahren zur Selbstkontrolle. Ihr ähnlich wirkt die „zufriedene westdeutsche Wachstumsgemeinde im urbanen Raum“, die etwa 10 % der Gemeinden umfasst. Auch hier ist auffallend, dass sie sich mit Verfahren des Organisationsmanagements beschäftigen und professionelle Managementmethoden einsetzen. In einem überdeutlichen Maße werden hier Kinder, Familien andere

Zielgruppen angesprochen. Etwas überdurchschnittlich orientiert man sich hier an der Umgebung der Kirchengemeinden. Bei der inhaltlichen Ausrichtung steht auch hier das Soziale vorne an – aber es findet sich auch eine starke religiöse Ausrichtung im Vordergrund der Eigeneinschätzung der eigenen Arbeit in der Gemeinde wie auch der Leitung selbst. Blickt man dagegen in die eher im Niedergang befindlichen Kirchengemeinden: sie finden sich sehr viel stärker im ländlichen – eher ostdeutschen Raum – sieht die Welt anders aus. Die Situation wird als schlecht beschrieben und auch von der Zukunft wird nicht viel anderes erwartet. Allerdings wird auch nicht viel in Richtung Selbstorganisation unternommen, um aus der Situation heraus zu kommen. Offensichtlich fehlt die Kraft in diesen Gemeinden, etwas Neues zu beginnen.

Kraftfaktor: Selbstorganisation! Fasst man die Ergebnisse der Studien dahin gehend zusammen, was die Faktoren für eine positive Entwicklung in den Gemeinden betrifft, so wird vor allem zweierlei deutlich: zum einen werden positive Entwicklungen auf die eigene Gestaltungskraft zurückgeführt und damit das Gefühl des Ausgeliefertseins an andere Akteure zurückgedrängt. Und zum zweiten gibt es einen deutlichen Zusammenhang des Einsatzes von Managementverfahren, Zielgruppenarbeit und Organisationsentwicklung mit einem positiven und erfolgsorientierten Selbstverständnis in den Leitungen. Wo es hingegen erkennbar Organisationsdistanz gibt, stellen sich entsprechende positive Erfahrungen weniger ein. Es ist – selbst beim Scheitern eines Projektes – immer noch besser zu wissen, wem das Scheitern ggfs. zuzurechnen ist, als nur blind Scheitern beklagen zu müssen.

Eines allerdings ist übergreifend sehr deutlich: entscheidend in den Kirchengemeinden ist das Gefühl eines starken Zusammenhalts und eine entsprechende gute Kommunikation untereinander. Demgegenüber treten eher funktionale Sachorientierungen (Organisation) zwar nicht in den Hintergrund aber sie haben deutlich den Charakter von Instrumenten und dominie-

ren nicht das gesamte Geschehen. Zudem gibt es in den leitenden Gremien deutliche religiöse Interessen, die sich aber nur selten in ein missionarisches Engagement in der Richtung umsetzt, dass religiöse Kommunikation als solche offensiv ausgeweitet werden sollte. Demgegenüber ist anscheinend ein soziales Interesse im weitesten Sinn sehr viel konsensfähiger. Damit decken sich die Erkenntnisse des Kirchengemeindebarometers zum einen mit den Einschätzungen der Kirchenreformdiskussion insgesamt: dass nämlich die Organisationsfähigkeit der Kirche verbessert werden müsste. Auf der anderen Seite widersprechen sie ihr aber auch im Blick auf die große Bedeutung von Gemeinschaftserfahrungen bzw. von Gruppenbezogenheit für die Stabilisierung der Kirchengemeinden. Das bedeutet nichts anderes, als: es braucht entscheidende Anstöße, um Verfahren zu verbessern, damit die kirchliche Arbeit klarer und transparenter strukturiert wird. Nur so lassen sich nicht nur Brücken aus dem inneren Kreis der Kirchengemeinde heraus schlagen, sondern nur so lassen sich überhaupt Erfolge den eigenen Anstrengungen zurechnen und damit positive Entwicklungslinien in die Zukunft aufzeigen. Auf der anderen Seite aber müssen diese Anstrengungen an die Erfahrung von gelingender Kommunikation und Zusammenhalt und d.h. letztlich an interaktive Bezogenheit gebunden sein um als erfolgreich eingeordnet werden zu können. Das bedeutet, es geht nicht um Organisiertheit im Sinne einer Angebotsentwicklung als solcher, die sich auf einen religiösen Markt bewährt. Sondern es geht um interaktive Bezogenheit von Menschen, die sich in der einen oder anderen Form „kennen“. Damit ist die Reichweite von kirchengemeindliche Arbeit beschränkt und es kommt zur Herausbildung von kommunikativen Kerngruppen – sie werden in der fünften Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung als „Central Community“ bezeichnet. Ohne solche Gruppen scheint es nicht zu gehen, jedenfalls solange man den Anspruch hat, es überhaupt noch mit Kirchengemeinden zu tun zu haben.

Christlicher Glaube in Alltag und Beruf

Vor 500 Jahren hat die Initiative Martin Luthers trotz aller Ambivalenzen, die Welt auf den Kopf gestellt. Ohne ihn würde es uns heute wohl kaum geben. Was würde er zu unseren Problemen, strategischen Überlegungen und alle möglichen Kalkülen, die Kirche wieder stärker zu machen und die Mitgliedschaft zu stabilisieren, wohl sagen? Würde er größere Strukturformen einleiten, die Zahl der Gemeinden reduzieren und kirchliche Dienstleistungszentren einrichten? Wer will das verbindlich sagen? Seine Zeit war eine völlig andere – insbesondere darin, dass er nicht auf die Idee kam den Glauben missionarisch zu verkünden sondern die vielen verschiedenen sich ineinander vermengenden und übereinander herfallenden Glaubensvorstellungen zu sortieren und den Menschen einen plausiblen Weg zu weisen. Er hatte kein Problem mit mangelnden religiösen Ressourcen oder mit einer weniger werdenden religiösen Kommunikation – ganz im Gegenteil!

Dennoch denke ich aber, dass ihm heute größere organisatorische Umbauten der Kirche wohl doch nicht einfallen würden. Ich glaube das deswegen nicht, weil seine ganze überdeutliche Polemik dagegen zielte, die Energie des Christlichen in die Kirche zu stecken – ihm ging es vielmehr zentral darum, das Christliche im Alltag der Welt zu identifizieren und den christlichen Glauben im Beruf und in der Arbeit zu leben. Wie kein anderer konnte er darüber spotten, dass es gar nichts bringt, eine große Pilgerreise nach Santiago de Compostela zu unternehmen oder gar für den Bau der Peterskirche in Rom zu spenden. Der wirkliche Gottesdienst, so betonte es immer wieder, findet im Dienst für den Nächsten in der normalen Arbeit statt und das gute Werk geschieht dann, wenn ich meine Arbeit so ausführe, dass ich dabei niemanden schade, niemanden übervorteile, ihm seinen gerechten Lohn zahlen und mir selbst auch nicht mehr aneigne, als mir zukommt. Für mich ist es diese Dimension der Bewährung in den weltlichen, leiblichen Dimensionen, die ganz entscheidend die Faszination der reformatorischen

Wende des Glaubens ausmacht. Auch wenn es banal klingt: die Bewährung des Christen vollzieht sich nicht am Sonntag sondern im Ausleben seiner Berufung im Alltag. Sich in dieser Hinsicht der Arbeit im Alltag widmen zu können – ohne dies als etwas minderwertiges und vor Gott letztendlich vollkommen Gleichgültiges begreifen zu müssen – das war die große Revolution der Reformation.

Ob es uns gelingt, diese Dimension wieder zum Leuchten bringen zu können? Das Reformationsjubiläum jedenfalls hat bisher in meiner Wahrnehmung schon etwas Neues mit sich gebracht: nämlich die lutherische Entdeckung des Berufs als Aktualisierung unserer Berufung neu buchstabieren zu lernen. Dabei geht es nicht um die Neuentdeckung irgendeines religiös theologischen Gedankens. Sondern es geht darum, den Kern des Erwachsenenlebens eines Menschen wieder neu vor Gott zu bringen bzw. ihn theologisch zu füllen. Unsere Kirche, und in gewisser Hinsicht gerade auch unsere Kirchengemeinden, haben an diese aktive Welt der Lebensbewältigung der Menschen, an Arbeit, Wirtschaft, an Technik und Wissenschaft, den Anschluss zu oft verloren. Was das öffentliche Image anbetrifft, so ist unsere Kirche eine Agentur für all diejenigen, die mit der aktiven Berufswelt der Menschen nichts mehr zu tun haben, den Kindern auf der einen und den Älteren auf der anderen Seite. Damit sind wir als Kirche insgesamt aus dem Zentrum der Gesellschaft emigriert worden – um es so zu sagen. Deswegen dürfen wir uns gerne für die Armen und Schwachen der Gesellschaft stark machen und sogar politisch auf ihre Seite schlagen. Aber an dieser Stelle die reformatorischen Einsichten in den weltlichen Gottesdienst der Christen entschieden zu reaktualisieren und wieder zu leben, was berufen zu sein bedeutet – und zwar in jedem Beruf – darauf kommt es an. Aber das geht auf keinen Fall alleine. Dafür braucht es Gemeinschaft – dafür braucht es Gemeinden.

*Prof. Dr. Gerhard Wegner
Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD
Mitglied im wissenschaftlichen Beirat KMUV*